

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 75.

Mittwoch, 16. März

1932.

Das Haus der Dämonen



Ein Roman um den alten Goethe

von Hans von Hülsen

22. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten).

Charles! seufzt sie — doch es ist nicht Des Boeux, den sie ruft. Und sie kramt aus ihren Papieren die wenigen Zeilen hervor, die Adele, bald nach Des Boeux Erscheinen, ins Haus gebracht, die Antwort auf ihren langen Brief vom schmerzreichen Krankenlager. Ach, dies Biletchen macht nicht weniger Schmerzen. Es ist kurz, an Adele gerichtet, nur ein Dank, ein Gedenken — im übrigen, schreibt Charles, sei er der Meinung, es sei seine Pflicht, dem Verbot des Herrn Geheimen Kammerrates zu gehorchen.

Charles, Charles, Charles! Ist dies Vergeltung dafür, daß ich deinem Herzen entlaufen war . . . ach, wie sehr, wie fürchterlich folgenschwer? Hab' ich nun auch dein Herz verloren? Ist es einer andern zugesogen, die deine Jugend, Unschuld, Reinheit, dein mildes, heiteres Wesen angelockt hat, du ewiger Jüngling? — Mit einem schweren Seufzer schließt sie alle Papiere wieder fort.

Nein! Dies ist genug! Genug und übergenug! Der Becher ist voll und läuft über. Und wie kann das Herz anders überlaufen, als in vielen heimlichen Tränen? — Eines Tags, beim Mittagmahl, sagt Ottilie zu August, daß sie vor habe, eine Reise nach Dessau zu tun — daß sie wieder einmal ihren alten Kindershrank aufräumen wolle, fügt sie mit einem gequälten Lächeln hinzu.

August hat, obwohl sie es insgeheim gefürchtet, nichts dagegen, sein von den aufgeschwemmten Wangen bedrängter Blick ruht sogar mit einer gewissen Zärtlichkeit auf ihr. Er sieht sie leiden, er schiebt es auf ihren körperlichen Zustand. Seit er weiß, daß sie ein Kind erwartet, hat er zwar noch nicht die Kraft gefunden, sein wildes Leben, das sich noch immer zumeist bei Mariechen in der „Letzten Träne“ abspielt, aufzugeben, nein, das nicht, aber er denkt doch ohne Groll an sie. Ohne Groll — und sogar mit einer leise anpochenden Hoffnung: vielleicht, wenn sie die schwere Stunde hinter sich hat, daß sie doch ernster und stetiger wird im Joch der neuen Pflichten, die ein kleines Kind der Mutter als geliebte Bürde auflädt? Er freut sich herzlich auf das Kind, er sieht es im Geiste zwischen ihnen stehen und ihre beiden Hände halten, eine neue Brücke zwischen den beiden Welten, die jetzt wie die kalten Gesteirne aneinander vorbeiziehen . . . Er weiß ihr Reisegehalt an, und reichlicher als je, wartet einen Herzschlag lang auf ein Wort des Dankes, das nicht kommt.

Ja, Dessau ist wirklich der „Kindershrank“, vollgestopft mit Erinnerungen! Kaum, daß sie vierundzwanzig Stunden bei ihrer Tante Hagen, geborenen Gräfin Hensel von Donnersmard, ist, so sind die ganzen Kinderjahre wieder aufgewacht und lebendig, die sie damals hier verlebte, als die Mutter Hofdame bei der Herzogin gewesen, kurz nachdem die harte Hand der Großmutter

die Ehe der Eltern getrennt. Durch die kleine Residenz wandernd, denkt sie manchmal des Vaters — des leidlichen Vaters. Wo mag er leben? Wie mag es ihm gehen? Das letzte, was sie von ihm gehört, ist gewesen, daß er in Kurland lebte, im Besitz einer kleinen Präbende — aber das ist lange her. Sie sinnt der unglücklichen Ehe nach, aus der sie und Ulle entsprossen, der Gedanke naht sich, ob nicht vielleicht von daher ein Fluch auf ihr lastet: aus Tantalus' Geschlecht! Aber sie jagt ihn fort, sie will das nicht denken, sie ruft die schönen Räume herbei, die Träume der Kinderzeit, hier in Dessau. Acht Jahre war sie damals alt, neun Jahre, zehn Jahre; und Dessau war das Paradies, hinter dem sehr bald die alte Kinderheimat im fernen, türme reichen Danzig verblaßte. — Ist das wirklich schon zwanzig Jahre her, seit sie mit der Mutter, bitterlich weinend, im Reisewagen nach Thüringen gefahren? Zwanzig Jahre, sie sind wie ein Dominostein, halb weiß, halb schwarz.

Stet hat sich auch in Dessau verändert. Christiane Amalie, die einst die geliebte Herrin der jungen Mutter gewesen, lebt nun schon auf ihrem Witwenstuhle, denn der alte Herzog ist zu seinen Vätern gegangen, ihr Sohn Leopold Friedrich regiert, und an seiner Seite die Herzogin Friederike Wilhelmine Luise, die eine preussische Prinzessin ist. Auch hier haben die Generationen gewechselt. Aber alle sind sie sehr freundlich und gnädig gegen das ehemalige Fräulein von Pogwisch, das nun einen so berühmten Namen trägt: sie ziehen es an den Hof, mehrere Abende wird im Georgengarten oder im Zimmer der Herzoginmutter musiziert, Ottilie selber spielt und singt Zelter'sche und Reichardt'sche Kompositionen nach Liedern des Vaters; ein andermal ist bei der jungen Herzogin auf dem Lustschloß Kühnau großes Diner: zum erstenmal erprobt Ottilie selber die alte dessauische Hofsitte, von der die Mama einst dem Kinde erzählt, daß durchs Los entschieden wird, wen man zum Tischherrn haben soll, und ihr ist der junge, hübsche, gesprächige Prinz Friedrich bestimmt, der eine schneeweiße Uniform trägt, denn er steht als Major in österreichischen Diensten. Auch Opern werden im Schlosse aufgeführt, die beiden Hofdamen singen mit vieler Grazie die ersten Partien — kurz, es ist ein reiches und anmutiges Leben im „Kindershrank“, und Ottilie könnte wohl glücklich sein.

Aber das andre Leben, das winzig kleine, das sich in diesen fast schon hochsommerlich warmen Apriltagen unter ihrem verstörten Herzen zu regen beginnt, senkt für Stunden, für ganze Tage, ach, und für ganze Nächte alles in tiefen Schatten: immer und immer wieder muß sie an Charles Des Boeux denken, den sie geliebt wie noch nie einen Mann, und der sie verließ — um eines dummen jungen Mädchens willen. Wo ist er? Wo

sollen ihre schweifenden Gedanken ihn suchen? — Keine Nachricht ist von ihm gekommen, seit er das kurze Billett geschrieben, des Inhalts, er habe von einem Londoner Verlagshaus hoffnungsvollen Bescheid wegen des „Tasso“ erhalten. Er ist wohl schon wieder in Berlin, bei seinem Gesandten, bei dem „ähnlichen Verhältnis“, von dem er gesprochen, ist ohne Abschied gegangen; denn von einem Abschiedsbesuch schreibt weder Alle etwas noch August.

August . . . Auch zu ihm wandern in dieser Einsamkeit, in diesen verschatteten Tagen manchmal ihre Gedanken. Wie lange ist sie nun schon fort? Und er fordert sie nicht zurück, rät ihr im Gegenteil, noch länger zu bleiben, er schreibt: „Übrigens ist es auch noch aus einer andern Ursache nötig, daß du nicht eher kommst, bis ich schreibe. Es sind nämlich die Wangen, auf deren Vertilgung ich ausgehe; ich habe deswegen die Tapeten und Dielen ab- und aufreißen lassen und mache alles neu. Die Betten werden ebenfalls mit Feuer und Gift behandelt, und so hoffe ich, daß du wenigstens vor diesen Gästen sicher bist . . .“

Ein Hausvater! Ja — aber nicht der Mann, den sie lieben kann! Doch spitzt sie das Ohr und läßt die Brauen steigen — was will das sagen: „wenigstens vor diesen Gästen sicher“ —?

Alma, Sedina, Henriette, Cornelia — der General-superintendent D. Röhr spricht diese vier Namen langsam über den winzigen Täufeling im reichen Spitzenkissen hin, und dann hebt er die sättchenumspielten Augen und läßt sie, würdig beherrschten Gesichts, für eine feierlich gedehnte Sekunde auf Tizians „Himmlicher Liebe“ weilen, die in dem aus Dezemberjonne und Kergenschimmer honigfarbenen gemischten Lichte von der Längswand des gelben Saales leuchtet. Und er ruft die Paten auf: Seine Exzellenz, der Herr Geheime Rat und Staatsminister, tritt herzu und hält das kleine aufgepumpte Paket, in dem seine erste Entelin mit rosig verkrampften Häutchen schlummert, einen Augenblick lang gegen die Brust mit dem blinkenden Ordensstern und reicht es Frau von Bogwisch; und es wandert unter andächtigen Schweigen weiter zu Ulrike und den beiden Komtessen Egloffstein und Hofrat Dr. Soret und Kammerherr von Waldungen und den andern Paten allen — sechs Paare sind es; aber einer ist nur eingeschrieben, ist nicht zur Stelle — der Generalsuperintendent ruft als letzten seinen Namen auf: „Herr Legationssekretär Charles Des Boeuz“ — und wartet, ob er nicht hinzutreten wolle . . .

Große Gesellschaft ist im lichterflimmernden Saale versammelt. Stadelmann hat den schweren auszieh-baren Eßtisch ins Büfenzimmer hinübergeschafft, alle Stühle und Sessel sind aus den Nebenzimmern zusammengetragen, um die vielen Gäste zu setzen. Unter der bunten Kopie der „Himmlichen Liebe“ sitzen August und Ottilie, August in Hofuniform, wie alle Herren, doch haben sie den Degen abgelegt, Ottilie in blütenweißer Seidenrobe: der Vater hat größte Feierlichkeit befohlen, die Taufe des ersten kleinen Fräuleins, das seinen erlauchten Namen trägt, ist es wert, so feierlich begangen zu werden; er hat persönlich den Generalsuperintendenten um Amtswaltung ersucht, hat persönlich die lange Liste der Gäste aufgesetzt, die der alte Stadelmann durch die Stadt getragen, hat persönlich alle Vorbereitungen zum Taufakt und dem nachfolgenden Frühstück überwacht, hat auch persönlich die vier Namen ausgewählt, die der geistliche Herr soeben über den Täufeling hingesprochen: Alma, Sedina, Henriette, Cornelia.

Ottilie ist mit allem einverstanden gewesen, ist ihm dankbar für die vielfältige Mühe, der er sich unterzogen; sie selber hätte es kaum gekonnt, sie fühlt sich noch so schwach und müde — da sitzt sie blaß und kränklich in ihrem blumengeschmückten Sessel, sie kann sich nicht freuen, wie doch alle hier im Saale, sie muß soviel denken — zurückdenken an die furchtbare Zeit, die hinter ihr liegt, in deren Wogendräng sie immer wieder unterzugehen und zu versinken geglaubt mitsamt dem Ungebornen.

Ermunternd nicht ihr die Mutter zu. Auch sie denkt an alles zurück, was ihre geliebte Älteste gestritten, an ihre vielen Trostbesuche in der Einsamkeit von Tiefurt, wo sich die von immerwährenden häuslichen Zwisten und inneren Kämpfen Überreizte, am Leben Verzweifende in einem kleinen Mietzimmerchen verkrochen, den ganzen Spätsommer über, bis in den giftenden Oktober hinein, bis kurz vor der schweren Stunde, die so unendlich lange auf sich warten ließ. Arme Ottilie! . . . Niemals hätte ich der Heirat mit diesem zerstörenden Menschen zustimmen dürfen, denkt Frau von Bogwisch — und hat dabei ein maskenhaft-beglücktes Lächeln im sorgfältig gepflegten Gesicht, denn sie fühlt, daß des Herrn Geheimen Rats große braune Augen sie von der Seite beobachten.

Der Vater sitzt ruhig und würdig in seinem Sessel, das Kinn auf das seidene Halstuch mit der goldenen Nadel gedrückt. Auch er bedenkt alle Erregungen der letzten Zeit, die an dem ganzen Hauswesen wie ein nächtlicher Sturm gerüttelt haben, als die Schwiegertochter unendlich zu leiden hatte und das Kind, das nun glücklich und gesund geborgene, nicht kommen wollte; er denkt daran, daß man in alten Tagen geglaubt, auf eine so langsame Weise werde einst der Antichrist sich in die Welt schleichen. Sein Auge sucht den Blick des Sohnes, aber der ist starr und ein wenig glasig auf Lüne Egloffsteins zierlichen Fuß gerichtet — fleischig, mit vorgehobener Unterlippe und abweisendem Ausdruck sitzt August neben seiner Frau und hält gedankenlos ihre Hand. — Er steht nicht gut aus, denkt der Vater, und vergleicht ihn im Geiste mit dem schönen, schlanken Jüngling, der er einst gewesen. Was haben zehn Jahre aus ihm gemacht . . . Unweises Leben rächt sich schnell, denkt er: falsche Ökonomie der Kräfte und der Leidenschaften, überspannte Pflichttreue — ja, auch das! Ihm täte einmal gründliche Erholung und Ausspannung not, Neubau des ganzen Organismus, Lösung aus allen Schlingpflanzen, die ihn umklammern und unbarmherzig erdrücken! Und ihm fällt plötzlich wieder ein, wie er einmal, es ist noch nicht lange her, es war während Ottiliens qualvollster Wochen, August mit einem einfachen Frauenzimmer im Park an der Elm getroffen hat und, um die peinliche Begegnung zu vermeiden, in einen andern Weg abgehogen ist. — Das Schicksal ist nicht auf glücklicher Fahrt, denkt er, und dabei verfinstert sich seine Seele: eine Ahnung läuft über ihren Spiegel hin, daß die beiden vor ihm Komödie spielen — wie lange schon?

Die Zeremonie ist beendet, die Gesellschaft verteilt sich auf die andern Zimmer, damit im Saal die Tafel zum Frühstück gedeckt werden könne. Der Vater führt Ottilien am Arm hinüber, spricht, vor der weißen Juno stehend, scherzhaft-väterlich mit ihr — er weiß ja nicht, daß es ihr einen Stich ins Herz gibt, als er sagt: „Hast du das Kindchen betrachtet? Es war so niedlich — man möchte eine Jenny oder sonst ein artiges Naturwunder voraussetzen.“ Und er nickt freundlich zu dem hübschen Fräulein von Pappenheim hinüber und macht sich bald von Ottiliens Arm los, um mit der Schönen zu promenieren, die sich jählich an ihn hängt.

(Fortsetzung folgt.)

Genßbeginn.

Wie zauberhaft belebt
Die schöne Erde sich.
Und Bogelhang durchschwebt
Den Wald schon feierlich.

Nun schreite voll Begehr
Durch diesen Erdenraum,
Der hell und jubelschwer
Erwacht aus Schlaf und Traum.

Und denke einmal nicht
An sorgenschwere Zeit.
Und freue dich im Licht
Der Lebensfröhlichkeit.

Franz Dingia.

Jugendbilder.

Von Alice Landsberg-Wiesbaden.

Er erschraf. Nicht vor den neugierigen Blicken, die ihn trafen, als man ihn vor dem kleinen baufälligen Hause stehen sah. Eher vor sich selbst. Wenn man ihn ansah, seine elegante Gestalt mit dem niedrigen Gebäude verglich und die Sehnsucht in seinem Blick wahrte — welche Schlüsse zog man dann aus seinem Benehmen? Dieß? Ach was, was war viel zu holen in dem Häuslein, noch nicht einmal abgeschlossen war es, ungeniert konnte man eintreten. Bis an die Treppe war er schon vorgeedrungen und stand jetzt fleiß und unbeweglich am Geländer. Was er an den altmodisch geschnittenen Säulen wollte, konnte niemand dem eleganten Herrn ansehen. Auch daß er ungeachtet der hellen Handschuhe das raubige Holzwerk antastete, schien unbegreiflich.

Genau noch so wie ehemals! Er atmete tief auf. Es fiel ihm schwer, sich zurückzudenken. Und doch schien es ihm, als seien höchstens wenige Minuten vergangen, seit er die Treppe hinabgestiegen und hier um die Ecke bog. Er lächelte; ja, Nagelschuhe mußte man schon haben. Deshalb trachte es auch so gewaltig, wenn man die knarrende Treppe hinabstob. Hier hielt er sich fest und schaukelte den Körper herum, damit man den Schwung bekam, um mit einem Satz hinauszukommen.

Er erlöste sich in den Gedanken. Ob er das noch konnte? Natürlich. Aber zu probieren wagte er doch nicht. Er dachte nur daran, wie eilig er es immer gehabt hatte, hinauszukommen auf die Straße. Straße? Gasse lagte man eher zu der holprigen, durch Jahrzehnte unverändert geliebten Wintelstraße. Rummelplatz, Kaufereien? Nicht immer, manchmal waren es auch sinnige Stunden, die er hinter dem Strauchwerk der alten Kirche verbrachte. Oft schlich er sich auch in die kleine Kapelle und blieb lange auf einer der schweren hölzernen Bänke sitzen. Was er da zusammenträumte an Wünschen und Sehnsüchten, das fiel ihm jetzt nicht mehr ein.

Dann aber war es aus mit dem „Spintiflicken“. Maus ging es, so leise man es vermochte, dann wurde getobt, geschrien, geprügelt, bis man heiß und müde hierher zurückwich. Den Brunnen vorm Haus besuchte er vorher immer nochmal. Den Mund hielt er drunter — weit offen atmete er den feuchten Dunst erst ein, ehe er mit durstigen Zügen trank. Die Tropfen noch an den Wangen, auf der Stirne und Nase — kam er hier in den dämmerigen Gang. Sehr langsam stieg man die ersten Stufen hinauf, plötzlich erfaßte einen die Sehnsucht nach dem guten Kaffee der Tante, die einen recht und schlecht zum guten Menschen erzog, und man kausete die letzten Treppen hinauf.

So war's im Sommer — im Winter brachte man Schnee und Dreck mit, bekam auch seine Schelte, aber auch das warme Stübchen, wo es so wunderbar träumerisch sein konnte, daß der Dube seine ersten Märchen aussann und in ihnen als Held erschien.

In dem Wechsel der Jahreszeiten hatte man auch die Pflicht zu lernen. Ungern zwar tat man es mit dem Gedanken, für den Lehrer arbeiten zu müssen, damit dieser seine Genugtuung hatte. Oh, wie oft bog man mit schlechten Noten hier um die Ecke und setzte sich auf diese eingetretene Stufe! Was sagen? Da oben die alte Frau war zu gut, um zu schlagen. Und trotzdem war man zu faul gewesen, eine Aufgabe richtig zu lernen.

Tapfer wurde man, als man sich vornahm, alles getreulich zu gestehen und am nächstenmal Besseres zu leisten.

Himmel, wie oft nahm man sich alles Gute vor! Aber in den Wind sausten die Vorläufe, und man mit, daß die Haare flogen und die Augen glühten.

Der Elegante strich sich über das Gesicht. Sehr vertieft hatte er sich in seine primitive Jugend. Warum fielen ihm nicht die nachfolgenden Kämpfe ein, der um die Existenz — der um den Ruhm — und der um den Reichtum?

Nur die armselige, von mancher Bitternis erfüllte Jugend! Er glaubte mit den Fingern die ersten grauen Haare ertasten zu können, und es drückte ihm hierbei ein herbes Gefühl die Kehle zu, sodaß er schwächer atmete.

Erungen hatte er viel in seinem Leben. Man achtete ihn, er konnte sich jeden Wunsch erfüllen, auch den schneidigsten, noch einmal hierher zu kommen.

Doch nur davor konnte er stehen und alles bewundern. Nichts veränderte sich, jeder Stein war noch der gleiche wie damals. Selbst die Farspur war noch vorhanden, sein Werk, als er die Farsbüsse durcheinandermischte und sie hinabrollte, bis hierher.

Aber er selbst mußte stehenbleiben als einziger Veränderter. Ein eherner Finger wies ihn zurück von der Stätte seiner früheren Heimat. Hatte er sich denn umgewandelt? Vielleicht, aber auch die unverändert scheinende Welt hier war nicht mehr die alte.

Andere Buben sprangen hier die Treppe hinab, vollführten ihre Streiche, andere Jugend genoß diese herrlichen Zeiten einer Kindheit. Er stand davor, alles war noch greifbar vor seinen Augen, aber er durfte nicht die Treppe hinaufsteigen, an der Türe poltern, damit man ihn aufmache zur alten Stube — seiner Heimat. Es würden wohl andere Möbel und Menschen darin wohnen, die ihn fremd und raumend anblickten, wenn er zu ihnen

käme, um sie zu bitten, ihn das Kämmerchen aufzuschließen, in dem er seine nächtlichen Träume hatte

Der Gedanke trieb ihn in die Flucht. Nur einmal drehte er sich um nach der Treppe. Wie oft hatte er da gestanden und auf die Stimme gelauret — Fröhlich rief sie — Fröhlich —

„Fröhlich!“
Erstarrt stand er still, wandte sich langsam um, und wie ein Schlafwandler stieg er die Treppe hinauf. Sie knarrte und knirschte. Das Geländer wackelte, als er sich bei der gefährlich ausgetretenen Stufe festhielt.

„Wer hat gerufen?“ besann er sich, als er vor einer fremden, jungen Frau stand, die ihm verlegen ins Gesicht schaute. Ach, die alte Frau hatte wieder ihre Stunde — in der tauchte die Vergangenheit auf, und sie rief einen Knaben, der einmal hier gewohnt hatte — sie diente als Magd bei seiner Tante.

Die Grete — sofort fiel ihm diese Frau ein. Ihn klopfte das Herz, als sei er ein Junge, noch der Junge dieses Hauses — stehend bat er die junge Frau, ihn einmal in die Stuben gehen zu lassen — warum, sagte er gar nicht, und die Frau fragte nicht, denn sie ahnte etwas von dem Zusammenhang zwischen der Alten und jenem eleganten Herrn. Der schien sich hier auszukennen, er betrat sofort die gute Stube, sah sich in ihr um, rannte ans Fenster und betastete das Gitter, über das er als Knabe oft lebensgefährlich hinweggehangen hatte — der Fensterrahmen hatte sich noch nicht verändert, sogar die Spur einer alten Inschrift entdeckte er. Trunken vor Erinnerungen wandte er sich zur Nebenstube. Erstarrt blieb er stehen

Tante, wollte er schreien, denn die alte Frau am Fenster sah vor dem Nähtisch der Tante — alle Möbel waren die aus der Jugend und die Frau selbst in ihnen war noch ein Überbleibsel von ehemals.

Er sank auf einen Stuhl, doch kannte ihn die Alte nicht. Streng sah sie ihn an. Ein wenig geistesverwirrt war sie, zu alt war sie geworden, um bei vollem Bewußtsein das Neue noch zu erleben.

So konnte er Erinnerung feiern, doch noch zurückkehren zu dem alten Bild der Jugend, konnte es sich mitnehmen in sein Leben und an Stelle des Kammers und der Ernüchterung ein Wiedersehen in sich einschließen.

Lange sah er noch auf dem Stuhl, der ihn auch ehemals getragen hatte, und als er endlich aufstand, drückte er die weiße Hand der alten Frau, die seinen Namen gerufen hatte, den Flieden festhielt, der enttäuscht davonrennen wollte, und dankte ihr so, daß sie ihm das Bild so rein gehalten hatte, das ihm von der Jugend vorschwebte.

Endlich verließ er die Wohnung, vergaß der jungen Frau zu danken. Die Treppe stieg er hinab. Unwillkürlich fand er die richtige Gangart. Hier hielt man sich fest — er ertappte sich, daß er sich aus Geländer schmiegte, als wollte er hinabgleiten an ihm wie einst als Knabe —

Und die letzten Stufen sprang er hinunter. Bestaunt sah ihm eine fremde Frau nach. Ein seltsamer Herr — wie er über den Platz rannte, an der Kirche vorbei. Jetzt hob er die Hand, als grüßte er jemand.

Daß er seine Jugend im Davonschlattern nochmals gesehen und von ihr Abschied genommen hatte — das konnte sie freilich nicht wissen, das erleben nur Menschen an der Grenze zwischen Jugend und Alter, Menschen, die das schönste Kapitel Menschentum vollendet haben

Alfibiades.

Originalhumoreske von Philipp Franz.

„Ich hatte 'mal eine heit're Affäre mit Hunden“, erzählte Herr van Ehl, als in einer Herrengesellschaft über Erlebnisse mit Hunden gesprochen wurde. „Ich hatte mich mit Maud zu einem Besuche des Fürstlich Lschen Parkes verabredet. Sie kam, wie gewöhnlich, eine Viertelstunde zu spät. Na, ich ließ mir nichts anmerken, Maud wurde sehr leicht verstimmt, und eine Verstimmung Mauds, Freunde, war schlimmer als dreißig Tage Regenwetter.“

„Wen hast du denn da mitgebracht?“ frag ich, als ich sie von einem Dadel umsprungen sah, dem der Gang zu schlechten Streichen aus den Augen glänzte.

„Das ist Alfibiades“, antwortete sie, „ich war gestern bei meinem Vater.“

Ich war im Bilde. Der Vater Mauds war irgendwo im Walde als Oberförster installiert, die Hunde, die er züchtete, trugen sämtlich klassische Namen. Abgesehen war Alfibiades, ehrlich zu sagen, ein schönes Tier. Eine Zerde seines Geschlechts. Schwarzhaarig, mit intelligenten, wenn auch etwas nichtsnutzigen braunen Augen. Der Fürstlich Lsche Park ist sehr ausgedehnt, er enthält eine Menge Dinge, die nicht allein für Menschen, sondern auch für Hunde interessant sind. Als wir durch das Parktor schritten, zeigte

Alkibiades schon sehr bedenkliche Neigungen. Er sprang in die Blumenbeete, die herrlich, in sommerlicher Pracht, sich zu beiden Seiten der Parkwege hingen, und kugelte sich auf dem frisch gemähten Rasen. Den Enten des Sees schien er eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Es konnte aber auch ein anderer Gegenstand sein, der ihn lockte. Am jenseitigen Seeufer bemerkte ich einen sich hin- und herbewegenden dunklen Punkt.

„Ich weiß nicht, ob sich dein Köter das Vergnügen, hier herumzuraubern, noch lange gestatten kann“, sagte ich zu Maud, indem ich sie auf eine Warnungstafel aufmerksam machte, die an einer Begrenzung angebracht war: „Hunde sind an der Leine zu führen.“

Sie tat indigniert. „Du drückst dich nicht sehr gewählt aus, mein lieber Freund“, antwortete sie, „denn erstens ist Alkibiades kein Köter, sondern ein Hund von Rasse, und zweitens räubert er nicht. Ich finde, er benimmt sich sehr anständig.“

Nichtsdestoweniger ließ sie sich schließlich bewegen, den Dackel anzuleinen. Wir gelangten in die pittoreske Gegend des Parkes, in ein Wirrwarr von Felsen, Schluchten und von der Sonne überglänzten Wasserfällen. Der Weg wurde stark ansteigend. Alkibiades schlich in etwas bedrückter Stimmung neben uns her. Auch oben, zwischen den Trümmern der alten Eschen Stammburg, hellte sich seine betrübte Hundeseele nicht auf. Der schöne Rhein, der als ein breites, silbernes Band in der Ferne weithin erglänzte, machte seinen erschöpflichen Eindruck auf ihn.

„Wir müssen ihm eine Erleichterung verschaffen“, sagte Maud, als sie die braunen Augen des Dackels bittend auf sich gerichtet sah, „ich finde dieses Ansehen, diese Beschränkung der persönlichen Freiheit, einfach gräßlich.“

Ich konnte Maud meine Bedenken nicht vorenthalten. Indessen ließ sie sich durch meine Opposition nicht im mindesten umstimmen. In der nächsten Minute schoß Alkibiades mit freudigem Gebell den Abhang hinab. Wir ahnten nichts Gutes. Aber Maud war ordentlich stolz auf ihre Befreiungstat, als aber eine Viertelstunde nach der anderen verstrich, ohne daß sich der Hund wieder blicken ließ, wurde sie doch unruhig. Man hat nicht das Vergnügen, eine junge Dame auf einem Spaziergang zu begleiten, ohne gleichzeitig die Verpflichtung zu fühlen, sie vor Widerwärtigkeiten zu bewahren. Ich besann mich nicht lange und eilte davon, um Alkibiades, koste es, was es wolle, zurückzubringen. Aber so oft ich auch rief und piffte, von dem Hunde keine Spur.

Maud empfing mich sehr ungnädig. „Dein Hund, liebe Maud“, sagte ich mich zu verteidigen (ich vermied es, noch einmal Köter zu sagen), „dein Hund trägt einen verhängnisvollen Namen. Du wirst dich erinnern, daß sein großer Namensvetter von den Athenern zum Tode verurteilt wurde, weil er den Hermensäulen die Köpfe abgeschlagen hatte. Sicher hat Alkibiades irgend etwas Ähnliches angestellt.“

„Ich werde mal selbst sehen“, entschloß sich Maud und sprang auf.

Ich folgte ihr mit einiger Schadenfreude. Aber Maud stellte mich in den Schatten. Nachdem wir eine Zeitlang am Seeufer promenierte hatten, schritt sie beherzt dem Schlosse zu. Sie fing an, auf eine eigentümliche Art zu pfeifen. Ihr Pfeifen war wie ein Zwitschern, fast musikalisch. Und nun ereignete sich etwas, woran ich im Traum nicht gedacht hatte. In nächster Nähe der Gewächshäuser sprang aus einem Gebüsch Alkibiades hervor und warf sich demütig zu Mauds Füßen. Im Hintergrund bemerkte ich auch die Ursache seiner Zerknirschung — den dunklen Punkt, den ich bei meinem Eintritt in den Park am See entdeckt hatte, einen weiblichen braunhaarigen Dackel, der neugierig zu uns herüberlängte.

„Sappho“, sagte Maud, „sie gehört dem Intendanten des Schlosses, und stammt ebenfalls aus der Schule meines Vaters.“

Ich mußte nun doch lachen, und nahm den Sünder bei den Ohren. „Da sieh mal einer an, solch ein Heuchler, solch ein Strich.“

Maud zuckte die Achseln. „Was willst du?“ sagte sie, und in ihren Worten war eine gewisse Anzüglichkeit nicht zu verkennen, „er ist nicht besser und nicht schlechter wie die sogenannten Herren der Schöpfung, vielleicht mit dem Unterschied, daß er ehrlicher ist und seinen Flirt nicht mit Heucheleien drapiert. Übrigens, wenn es sich schon um eine Kameradschaftsehe handelt, so hat er nur bewiesen, daß er Standesbewußtsein hat.“

Ballade vom Gestirne Skorpion.

Wenn wie ein geschlag'nes Heer
Wolken übers Wasser zieh'n,
Unstillbare Wunden glüh'n
Und mit weißen Pranken sich das Meer
Gegen Übermacht des Dunkels wehrt,
Taucht vor Augen eines Sehnsuchtschweren
Manchmal in den Nächten unter dem Gestirne Skorpion
Auf ein seerfahrnes Boot und zwingt die Brandung.
Aus der Schaar der Männer steigt nur einer in der seltsamsten
Gewandung,
Steigt nur einer und er schreit es hart gepanzert gegen Hohn:
Sag mir, Fremdling, lebst in diesem Lande Helena, die
Ewigschöne?

Unerkennlich ist des fahlen Tragers Angesicht beschienen.
Und der Angerufene greift nach seiner Brust, ob sie der
der Tod ihm dehne.

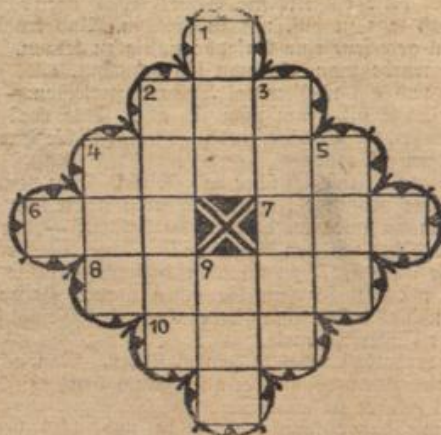
Und schon schwillt's heran im Chor der Kühnen:

Wenn die Winde dreh'n,
Wenn die Drachen im Bergeh'n,
Brechen auf die alten Wunden,
Alle süßen unerfüllten Stunden
Einer Welt an Qual der Lust.
Götter, Götter!

Viele Reiche seit Jahrtausenden sind schon zerfallen
Und wir Unbeirrten sind die Letzten von uns allen,
Sind die Hüter eurer Mären, eurer Seelen
Und wir schwuren zu erzählen
Vom Geschehn der namenlosen Kämpfer
Unermesslich heldischer Verwandlung
Einst am Morgen letzter Landung.
Götter, Götter!
Einer Menschheit Atem schmelzt einst eure Wehr!

Und es dampft nur noch die Brandung
Ohn Erbarmen hin und her
Und ein Gott in dunkelster Gewandung
Stößt den Schwankenden ins Meer.
Aber erdenwärts in Liebesgluten lohn
Unerreichbar droben alle Augen im Gestirne Skorpion.
Wolfgang Rauch.

Kreuzworträtsel.



Waagerecht: 2. Erdprodukt. 4. Noch heute nicht völlig
erforschtes Reich. 6. Donaunebenfluß. 7. Wurfspiel. 8. Brot-
austrich. 10. Selten. — Senkrecht: 1. Zügelloses Ross.
2. Italienischer Fluß. 3. Afrikaner. 4. Zeitabschnitt. 5. Ge-
tränk. 9. Gärmittel.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 68:
Waagerecht: 1. Mischel. 6. Ehe. 7. Luna. 10. Ebene.
11. Dago. 13. Ar. 14. Ma. 16. Ellipse. — Senkrecht:
1. Melodie. 2. Uhu. 3. Senegal. 4. St. 5. Laterne. 8. Abo.
9. Gnu. 12. Alt. 15. PP